

Dem Waldglas auf der Spur

Mitten in den Gailtaler Alpen lag Tscherniheim, die erste und letzte Glashütte Kärntens. Von 1624 bis 1879 wurde hier Glas erzeugt. Erkunden Sie anhand unseres Themenwegs die Geschichte einer längst vergangenen Tradition. Folgen Sie den Spuren des Glases und dem Schicksal der Menschen, die es erzeugten. Dem Waldglas auf der Spur: 9 km, 2:30, 290 m

Waldglas Glanz aus Sand und Asche

Waldglas – so nennt man das grünliche Glas, das im Tscherniheimer Tal produziert wurde und dessen Hauptbestandteile Sand und Asche bildeten. Der Name beruht auf der grünen Färbung, die durch Eisenoxide im Quarzsand entstand. Zahlreiche Rohstoffe benötigte man zur Herstellung des begehrten Produkts. Die wichtigste Ressource war der Wald. Holz diente zur Feuerung der Öfen und zur Herstellung von Pottasche.

Holz: Diente als Feuerungsmaterial für die Öfen, vor allem aber zur Gewinnung von Pottasche. Der Wald war das größte Kapital der Tscherniheimer Glasproduktion. Besonders geschätzt war Buchenholz, aber auch andere Holzarten wurden genutzt.

Quarz: Ein Siliziumoxyd-haltiges Gestein, bildet den Grundbestandteil des Glases. Stammte der Rohstoff anfangs aus der Umgebung des Ortes, wurde es später aus der Villacher Gegend (Vassach) und Feldkirchen bezogen.

Pottasche: Später auch Soda und Glaubersalz, wurde als Flussmittel genutzt, um die hohen Schmelztemperaturen zu senken. Pottasche gewann man aus der Asche verbrannter Bäume. Sie stammten aus den umliegenden Wäldern. Soda und Glaubersalz führte man ein.

Kalk: gilt als sogenannter „Netzbildner“ und verleiht dem Glas Stabilität. Kalk- und Tuffgestein war in der Umgebung der Hütte in ausreichendem Maße vorhanden.

Metalloxide: aus Eisen, Kupfer, Nickel, Kobalt und Zinn dienten zur Färbung des Glases. Den gegenteiligen Effekt erzielte man durch Beigabe von Manganoxid (Braunstein). Zur Läuterung, dem Austreiben von Gasblasen, wurde dem Glas hochgiftiges Arsen beigemischt.

Ton: In den „Häfen“ wurde das Glasgemenge geschmolzen. Für die Glashäfen benötigte man Ton, der höchsten Temperaturen widerstehen konnte. Tscherniheim importierte den „Tachen“ aus Oberösterreich und der Untersteiermark (heute Slowenien).

Glasscherben: Für das Jahr 1848 ist in Tscherniheim der Ankauf von knapp 30 Tonnen Bruchglas belegt. In vielen Glashütten gab man der Glasmasse Scherben bei, um Rohstoff zu sparen und die Schmelztemperatur zu senken.

BEMERKENSWERTES: Der Rohstoffverbrauch war enorm: Rund 2 m³ Holz benötigte man für ein 1 kg Glas!

Tscherniheim und seine Glaserzeugung

Fast 300 Jahre lang wurde in Tscherniheim Glas erzeugt. Die Produktpalette umfasste vor allem einfache Hohlgläser wie Becher, Krüge und Flaschen. Auch Fensterglas (Tafelglas) wurde hergestellt. Gegen Ende der Produktion gewannen Wein- und Mineralwasserflaschen an Bedeutung. Nur selten wurden Luster als besondere Auftragsarbeiten für Kirchen der näheren Umgebung geschaffen.

Hohlglas: Hohlgläser sind Glasformen, die befüllt werden können. In Tscherniheim wurden einfache Trinkgläser, Karaffen und Flaschen, aber auch farbiges Glas mit Fadenaufhängen, Krüge, Stengelgläser und Schalen erzeugt. Großer Beliebtheit erfreuten sich Salzfüßchen, Zuckerkästchen und Weihbrunnkessel sowie die flachen Schnapsfläschchen (Tschuttera), in die häufig die Initialen ihrer Besitzer eingraviert wurden.

Tafelglas (Flachglas): Auch Fensterglas gehörte zum Sortiment von Tscherniheim. Man stellte es im sogenannten „Streckofen“ her. Ein Glaszylinder wurde geblasen, aufgeschnitten und im Ofen zu einer ebenen Platte (Tafel) gestreckt. In den 1870er Jahren betrug die Menge des hergestellten Flachglases etwa ein Drittel der Gesamtproduktion.

Industrierausstellung Klagenfurt 1838: 1838 reichte der Hüttenpächter Johann Breiner neben Tafelglas auch Maß-, Halb- und Seitflaschen, geschliffene und blaue Gläser sowie helle „Extrawein-Bouteillen“ zur Beurteilung ein. Für das gelbe Fensterglas wurde ein Anerkennungsdiplom vergeben, alles Übrige als „ordinäre Ware“ bezeichnet.

„Geschundenes Glas“: Der schöne Glasluster für die Kapelle in Tscherniheim (heute in Maria Thurn) gilt als Gemeinschaftsproduktion der Tscherniheimer Glasarbeiter. In der Freizeit oder den Pausen gefertigte Ware wurde als „geschundenes Glas“ bezeichnet.

BEMERKENSWERTES: Eine bedeutende Sammlung von Tscherniheimer Gläsern befindet sich im Museum für Volkskultur in Spittal. Ein Besuch lohnt sich!

Glück und Glas Die Geschichte von Tscherniheim

Immer wieder kamen Menschen nach Tscherniheim und versuchten in der Glaserzeugung ihr Glück. Das Leben war hart, große Gewinne erwirtschaftete man nie. Dennoch war die Hütte die am längsten betriebene in Kärnten. Erst zunehmender Raubbau am Waldbestand, die periphere Lage und neue Produktionsverfahren führten zu ihrem Ende. Ein ganzes Dorf packte zusammen und verließ 1879 das Tal, um anderswo Glück im Glas zu finden.

Standort: Es gibt Hinweise, wonach der letzte Standort der Glashütte nicht unbedingt der erste war. Bezeichnungen wie die alte und die neue Glashütte deuten darauf hin, Verwalterhaus und Kapelle haben nachweislich den Standort gewechselt. Möglicherweise folgte die Glashütte den natürlichen Ressourcen und wanderte weiter ins Tscherniheimer Tal hinein.

Lage und Betriebsdauer: Waldglashütten entstanden in waldreichen Gebieten und in der Nähe von Quarzausbrüchen. Ab dem 16. Jh. wurden sie in mittleren Höhen angesiedelt, wo Holz nur als Brennmaterial genutzt werden konnte. Häufig war der Waldbestand bereits nach 30 Jahren erschöpft. Umso mehr erstaunt der 250-jährige Bestand von Tscherniheim.

Umweltzerstörung: Glashütten betrieben durch ihren exzessiven Holzverbrauch Raubbau an der Umwelt. Mehrfach gab es in Tscherniheim Probleme beim Holzbezug. Ab 1868 wurden Schlägerungen für die Hütte aus forstpolizeilichen Gründen untersagt. Dennoch verarbeitete man 6000 Raummeter jährlich, ehe es 1879 zur Einstellung des nicht mehr konkurrenzfähigen Betriebs kam.

Daten und Fakten (1460 – 2023)

1460: Erwähnung der Alm Golz mit drei Wipfeln, einer hieß Zernickho.

1587: Tscherniheim (Zschernuchaim) erstmals genannt. Die Glashütte wird nicht erwähnt und noch nicht bestanden haben.

1624: Erstnennung der Glashütte: Graf Georg von Ortenburg gestattete Johann Weber und Ehrenreich Ressler die Holznutzung ... `für ihre Glaßhütten in Tschernighaim ... die sie miteinander von Neuem aufzurichten im werkh seindt.`

1664: gelangen die Werksanlagen an Richter, Rat und Gemeinde des Marktes Hermagor.

1732: Die Marktgemeinde war nicht mehr in der Lage die Hütte zu betreiben, zehn 10 Bürger pachteten sie auf acht Jahre und setzten sie wieder in Stand.

1742 konnte mit Adam Kargas ein neuer Glasmeister gewonnen werden.

1776: Matthias Filzmayr pachtete die Glashütte und betrieb sie 20 Jahre lang.

1825: Ersuchen um Bewilligung einer Kapelle zum Messlesen in Tscherniheim abgewiesen. Das heutige Kirchlein entstand erst zwischen 1843 und 1870.

1838: Johann Breiner stellt Produkte bei der Industrieausstellung in Klagenfurt aus. Für sein gelbes Tafelglas erhielt er eine Auszeichnung.

1848: wurden Tafel- und Hohlglas hergestellt. Die Produktion ging vornehmlich nach Italien, ein geringerer Teil nach Kärnten, Krain und Tirol.

1871: gab es in Tscherniheim zwei Pochwerke, eine Schleiferei, einen Glasofen mit sieben Häfen, der vier Mal in der Woche angeblasen wurde.

1879: wurde die Glashütte von der Bürgerschaft Hermagor noch einmal selbst betrieben dann aber als unrentabel eingestellt.

1928: errichtet die Nachbarschaft Hermagor auf der Bodenalm eine neue Käserei und renovierte die verfallene Kapelle.

1971: Bei Ausgrabungen Reste eines Ofens entdeckt und im Museum in Spittal aufgebaut, Enthüllung eines Gedenksteins neben dem Kirchlein in Tscherniheim.

2011: Erneute archäologische Untersuchung mit bedeutenden Ergebnissen.

2014: Der zuletzt in Tscherniheim betriebene Ofen wurde freigelegt, restauriert, mit einem Schutzbau versehen und zugänglich gemacht.

2023: Erneuerung des Themenpfades „Dem Waldglas auf der Spur“ durch den Naturpark Weißensee.

BEMERKENSWERTES: Die Karten zeigen das Anwachsen des Glashüttendorfes.

Vom Leben der Menschen in Tscherniheim

Glasmacher waren gesuchte Spezialisten. Bereits 7-Jährige halfen in der Glashütte mit, Kinderarbeit stand an der Tagesordnung. Glasleute heirateten untereinander und bildeten eine eigene Community mit ausgeprägtem Standesbewusstsein. Sie galt als schwierig, besaß ihre eigene Sprache, raue Umgangsformen und bestand vornehmlich aus Männern. Frauen wirkten als Einbinderinnen, leisteten Hilfsdienste und unbezahlte Arbeit. Die Tätigkeiten waren schwer und denkbar ungesund, die Menschen ausgemergelt, heiser und stets durstig. Kiesstampfer und Schleifer lebten besonders gefährlich, Quarzstaub und Arsen schädigten ihre Lungen, die Glut der Glasmasse griff die Augen an, die Hitze am Ofen förderte die Trunksucht.

Verlorene Kindheit: 1827 verrichteten in Tscherniheim Buben im Alter von 10-12 Jahren leichte Arbeiten in der Hütte. Glasmacherkinder wurden früh in die Hüttenarbeit eingebunden. Ältere Kinder arbeiteten bis zu 12 Stunden und manchmal auch nachts. Ausdrücklich wird erwähnt, dass es nur die frühe Gewöhnung möglich mache, die immerwährende Hitze am Ofen zu ertragen.

Gewerbeordnungen versuchten die Kinderarbeit zu unterbinden, was nur eingeschränkt gelang.

Frauenarbeit: Glasblasen war Männerarbeit, aber auch Frauen werkten in der Glashütte. Vier „Einbinderinnen“ sind 1864 in Tscherniheim bezeugt. Sie bereiteten die fertigen Gläser für den Transport vor und banden sie bruchstark in Stroh und Heu ein. Zudem leisteten die Ehefrauen der Glasmacher unbezahlte Arbeit. Sie kümmerten sich um die Kinder, versorgten Haustiere, betreuten den Garten und halfen, wo es nötig war.

„Früher Tod – des Glasmachers Schicksal“: Kaum drei Prozent der Glasmacher erreichten Ende des 19. Jahrhunderts ein Alter von mehr als 50 Jahren. Besonders Erkrankungen der Lungen waren häufig. Sie wurden durch das anstrengende Blasen (Glasbläserlunge) sowie den gefährlichen Quarz- und Arsenstaub hervorgerufen. Auch die bei der Feuerung entstehende Raucherentwicklung schädigte die Atmungsorgane. Hinzu kamen Rheumatismus und Schnittverletzungen.

Alkohol und „Feuerstar“: Die schweißtreibende Arbeit in der Hitze des Ofens bewirkte ständigen Durst. Er wurde nur selten mit Wasser gelöscht und führte häufig in den Alkoholismus. Als besonders gefährdet galten die Augen. Das Hineinschauen in die glühende Glasmasse und der ständige Wechsel von hell und dunkel führten zum „Feuerstar“ (Trübung der Augenlinse) mit häufiger Erblindung. Immer wieder wurde berichtet, dass die Augen älterer Glasmacher völlig „ausgebrannt“ waren.

BEMERKENSWERTES: „Es gehöre zu den Eigenheiten dieser „Feuerarbeiter“, dass sie die Gelegenheiten zu allerlei sinnlichen Ausschweifungen und zur Vernachlässigung ihrer Pflichten missbrauchen... „

Franz Burger, Pächter der Glasfabrik Tscherniheim, 1825.

Die Arbeit des Glasmachens: Arbeit und Werkzeug

Das zentrale Element der Glashütte bildete der Ofen. Der zuletzt in Tscherniheim betriebene wurde ausgegraben, restauriert und mit einem Schutzdach versehen. Das interessante Industriedenkmal besteht aus zwei Fritte- einem Kühl- und dem mutmaßlichen Schmelzofen. Glasmacher verwendeten eine Fülle von Werkzeugen. Das wichtigste war die seit Jahrhunderten eingesetzte Glasmacherpfeife. Ofen: 1878 verfügte der Glasschmelzofen von Tscherniheim über sieben Häfen, die viermal in der Woche zur Ausarbeitung kamen. Er wurde mit Holz, zuletzt vielleicht mit Kohle betrieben. Den extremen Temperaturen bis zu 1300 Grad hielt er nicht lange Stand und musste ständig ausgebessert oder erneuert werden.

Glasmacherpfeife: Das wichtigste Werkzeug war die seit Jahrhunderten verwendet Glasmacherpfeife. Mit ihr wurde ein zähflüssiger Glastropfen aus dem Hafen genommen und zu einem Hohlkörper aufzublasen. Das noch heiße Glasobjekt wurde mit verschiedenen Werkzeugen weiterbearbeitet und zuletzt von der Pfeife getrennt.

Glasmacherwerkzeug: Wie die Pfeifen bestanden auch Heft- und Bindeisen aus längeren Eisenstäben. Es gab verschiedenste Scheren, etwa die Loch-, Auftreib- und Abschneidschere. Auch zangenartige Instrumente wie das Zwackeisen waren im Einsatz. Einblasformen (Model) aus Holz und Metall dienten der Formgebung.

Glasschleiferei: Tscherniheim verfügte im 19. Jahrhundert über eine Glasschleiferei, in der die fertigen Gläser veredelt wurden. Man unterschied die „Kugler“, die mit senkrecht laufender Schleifscheibe Verzierungen in die Hohlgläser schliffen, wahren die „Scheibner“, das Abschleifen von Rändern und Böden auf der horizontal laufenden Scheibe besorgten.

Berufe im Umfeld einer Glashütte: 1635 unterstanden dem Verwalter der Hütte, Hans Oberauner, die Glasmachermeister und -gesellen, Schürer, Einheizler, Einbinderinnen, Holzknechte und Aschenbrenner. Ebenfalls zur Hütte gehörten Hafner, später die Glasschleifer. Glasträger besorgten den Transport und lieferten die Ware aus.

BEMERKENSWERTES: Rund 280 Berufe und Tätigkeiten werden mit der Arbeitswelt der Glasmacher in Verbindung gebracht.

Das Glashüttendorf Tscherniheim

Glashütten befanden sich stets in waldreichen Gebieten und oft in der Nähe von Quarzausbrüchen. Auch die Wasserkraft von Bächen wurde genutzt. Anfangs bestand Tscherniheim wohl nur aus dem Glashüttengebäude und einigen Unterkünften. Bis zur Einstellung des Betriebs 1879 ist daraus ein ganzes Dorf mit Betriebsgebäuden, Verwalterhaus, Gasthaus, Schule und einer Kirche geworden. 30 Jahre später standen dort nur noch die ruinöse Kapelle und ein unbewohntes Haus.

Standort: Die Ersterwähnung der Glashütte Tscherniheim stammt aus einer Nachricht des Jahres 1624. Dort heißt es, dass die beiden Betreiber dabei sind, die Glashütte ... von Neuem aufzurichten. Der Satz ist bemerkenswert zweideutig. Es bleibt offen, ob damit die Ersterrichtung der Hütte oder deren Wiederaufbau gemeint ist.

Glashütte: Die Glashütte war das Zentrum des Dorfes. Hier wurde das Glasgemenge zubereitet und das Glas geschmolzen. Im Gebäude standen Fritte-, Kühl und Schmelzöfen. Ein Streckofen für die Fensterglasproduktion und weitere Spezialöfen komplettierten die Anlage.

Glasschleiferei: Im Seelenverzeichnis von 1864 wurden für Tscherniheim 18 Hausnummern angegeben und zusätzlich eine „neue Glasschleifhütte“ genannt. Glasschleifmühlen wurden mit Wasserkraft betrieben, lagen am Bach und sind in Tscherniheim seit mindestens 1815 nachzuweisen.

Pocher: Zwei Pocher sind um 1870 bezeugt, die zum Zerkleinern von Quarz und Ton ebenfalls ein Wasserrad nutzten. Die Arbeit am Pocher war denkbar ungesund. Der feine Quarzstaub setzte sich in den Lungen fest.

Holzknethütte: 1774 ist von 36 Holzknethuten die Rede, die für das Schmelzholz sorgten und teilweise in Tscherniheim gewohnt haben dürften. Hundert Jahre später hausten 15 Holzknethuten in der „Holzknethütte“ im Haus Tscherniheim Nr. 3 abseits des Dorfes am Eingang des Tales.

Wohngebäude: Die Straße teilte das Dorf in zwei Teile. Die Wohngebäude waren Holzkeuschen. Das „Herrenhaus“ war größer und beherbergte um 1870 auch die Werkskanzlei.

Die Kirche und das Wirtshaus werden als die einzig gemauerten Gebäude beschrieben. Hüttenplatz, Vorrathshäuser und Verladehütten lagen am unteren Dorfe, Kirche, Schule, Herren- und Gasthaus im oberen, westlichen Ortsteil.

Versorgung: Die Glasleute in Tscherniheim verfügten über freie Unterkunft, Kleinvieh und einen Hausgarten. Lebens- und Genussmittel wurden vom Hüttenpächter zusätzlich ins Tal gebracht. Die Arbeiter waren angehalten, ihren Bedarf bei ihm zu decken. 1764 ließ Glasmeister Fux vom Wirt in der Kreuzen neben Weizen, Roggen, Prein, Salz, Bier, Branntwein und Fleisch auch bei etliche hundert Krautköpf und Tabak nach Tscherniheim liefern.

BEMERKENSWERTES: 1764 ließ Glasmacher Fux vom Wirt in der Kreuzen neben anderem ... `bei etliche hundert Krautköpf und Taback`... nach Tscherniheim liefern.

Das Kirchlein von Tscherniheim

1635 las der Verwalter den Glasleuten an Feiertagen selbst aus dem Andachtsbuch vor. 1825 gab es Bestrebungen eine Kapelle im Dorf zu errichten, die allerdings erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Ziel führten. Mit der Aufgabe des Hüttendorfes 1879 verfiel die Kirche. Die Nachbarschaft Hermagor setzte sie 1928 wieder in Stand und kümmert sich nach wie vor noch beispielhaft um das schmucke Kleinod und letzte erhaltene Gebäude von Tscherniheim.

Beten und Arbeiten: In einer Hüttenordnung von 1635 wurde aufgetragen, dass alle Beschäftigten ihre Arbeit im Namen Gottes anfangen und vollenden, früh und abends beten, und alle Feiertage zur Anhörung des Wortes Gottes im Verweserhaus erscheinen sollen.

Eine frühe Kapelle: Etwa eine halbe Stunde von der Glashütte entfernt bestand um 1820 eine alte, reparaturbedürftige Kapelle. Sie lag in der Nähe des alten Verweserhauses nahe der Fischer Alm.

Das heutige Kirchlein: Ab den 1820er Jahren gab es Bestrebungen, eine Kapelle am jetzigen Standort zu errichten. Die Bemühungen kamen aus mehrerlei Gründen ins Stocken, so dass die heutige Kapelle erst nach 1850 gebaut wurde, die nach dem Ende der Glashütte 1879 aber rasch verfiel. 1928 kam es zur Renovierung durch die Nachbarschaft Hermagor, die das Kirchlein heute noch betreut.

Friedhof: Weder die alte noch die neue Kapelle besaßen das Begräbnisrecht. Für das Dorf war die Kirche in Stockenboi zuständig, wo früh Bestattungen aus Tscherniheim bezeugt sind. Auch in den Wintermonaten brachte man die Verstorbenen zur Kirche und begrub sie in geweihter Erde.

Das galt entgegen anderer Darstellung auch für Kinder. Evangelische wurden ab 1783 am Friedhof bei der Kirche in Zlan beerdigt.

Woher die Menschen kamen: Während Stockenboi und das Gebiet um den Weißensee traditionell evangelisch sind, waren die Bewohner von Tscherniheim fast ausnahmslos katholisch. Ein „Seelenverzeichnis“ der Pfarre Stockenboi klärt auf. Es zeigt, dass 1864 die Glasfachleute in der Regel zugezogene Spezialisten waren, die häufig die Betriebsstätte wechselten und oft aus katholischen Gegenden mit langer Glashüttentradition stammten.

BEMERKENSWERTES: Seit dem 17. Jahrhundert wurde in Tscherniheim Glas produziert. Ein Kirchlein und der Glasofen erinnern noch an den Ort und seine besondere Vergangenheit.